

MARISSA LANDRIGAN

*Fleischessen
für
Vegetarier*

**Meine Suche nach einer ethischen
und nachhaltigen Ernährung**

Aus dem Amerikanischen von
Karoline Zawistowska



SALZBURG - MÜNCHEN

Secondhand-Pullover mit verstärkten Ellenbogen und immer eine alte Minolta-Kamera um den Hals. Als ich ihn das erste Mal gesehen hatte, allein im Speisesaal, im Pullover einer meiner Lieblingsbands, ein Buch in seinen langen Fingern, erschien er mir wie die perfekte Mischung aus sexy, künstlerisch und verschroben. Ich stand schon seit Monaten aus der Ferne auf ihn, als ich irgendwann mitbekam, dass er – Kevin – der Mitbewohner meines Kumpels Matt war. An jenem Abend, als wir uns trafen und schüchtern über unsere Bierdosen hinweg miteinander redeten, wurden meine Hoffnungen auf eine Beziehung schnell zunichtegemacht, denn er sagte mir, dass er Ithaca bald verlassen würde, um zum Semesterende auf ein College in Montana zu wechseln.

Montana hätte genauso gut die Mongolei sein können. Ich war noch nie in Montana gewesen, hatte kaum jemals von Montana gehört, so fern und fremd klang sein alter Siedlername im Vergleich zu meiner nordöstlichen Heimat mit ihren sanften Wäldern.

»Was gibt's denn in Montana?«, fragte ich und vermutete einen praktischen Grund – Freunde oder Familie, die dort wohnten, oder ein Hauptfach, das er unbedingt studieren wollte.

Stattdessen breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus, so breit, dass seine Brille ein Stück nach oben rutschte, und seine Augen mich verträumt ansahen.

»Wahnsinnig große Berge!«, antwortete er.

Ich war verliebt.

Und kurz darauf beschlossen Kevin und ich, dass wir jung genug für eine dreimonatige Kurzbeziehung waren. Er aß schon seit Jahren kein rotes Fleisch mehr und innerhalb eines Monats war auch er Vegetarier geworden. Wir wurden damals alle Vegetarier, in unseren Zwanzigern, in Ithaca und anderswo. Meine Freunde von der Highschool entdeckten an ihren Unis in New Hampshire, Connecticut und Maine PETA-Prospekte und thailändisches Essen und wandten sich von den Hackbraten ihrer Kindheit ab. Wir machten das, um zu sehen, ob wir es durchziehen konnten, und zu entdecken, was noch passieren würde, wenn wir uns erst einmal von den Grundsätzen unserer Eltern abgewendet hatten, die bestimmten, was wir aßen, warum wir es aßen und wie wir uns dabei fühlten.

Als Caity in den Winterferien nach Hause fuhr, teilte sie ihrer Mutter mit, dass auch sie Vegetarierin werden wollte. Ihre Mutter, eine kurzhaarige Ärztin, die sich auf das HIV-Virus und Aids spezialisiert hatte, die ihre drei Töchter dazu erzogen hatte, Nacktheit als ganz natürlich anzusehen und in ihrem Haus verschiedenste schwule und lesbische Künstler und Dichter zu Gast hatte, gab Caity ihr Exemplar von Frances Moore Lappés *Die Öko-Diät* mit. Wir stürzten uns auf das Buch und entdeckten in seinen mit Eselsohren versehenen Seiten eine Geschichte, die uns neu war und uns zutiefst erschütterte. Wir hatten nicht gewusst, wie verschwenderisch die Fleischindustrie vorging, wie viel Ackerland für Mais und Sojaanbau draufging – als Futter für Kühe, deren Mägen nichts anderes als Gras vertrugen, oder wie viel mehr Tofu man von der gleichen Fläche gewinnen konnte. In einer Welt, die wir erst jetzt als etwas begriffen, das von Gier und Öl, Rache und Überfluss bestimmt war, wollten wir nicht Teil eines Systems sein, das so viel Hunger mit sich brachte. Ich sehe es noch genau vor mir, wie wir im Schneidersitz auf Caitys Wohnheimbett saßen und uns gegenseitig Textstellen vorlasen, während im

Hintergrund die letzte Staffel von *Friends* im Fernsehen lief. Ich weiß nicht, ob uns bewusst war, dass das Buch von 1971 war.

Ich begann mein vegetarisches Abenteuer im Speisesaal des Ithaca College, einem glänzenden Palast, in dem verschiedene Essgewohnheiten begrüßt und erwünscht waren. In silbernen Wärmeschalen gab es koschere Vorspeisen, und laminierte Kärtchen wiesen auf vegetarische Gerichte hin; beim Salatbuffet gab es zusätzlich zu Thunfisch und Huhn auch immer marinierten Tofu. Ich wusste damals nicht, dass die Speisesäle auf meinem Campus von Sodexo betrieben wurden, dem riesigen Lebensmitteldienstleister, der für seine geringen Löhne und Privatverträge mit amerikanischen Militärgefängnissen berüchtigt war.¹ Ich sah nur die vegane Theke – in einer eigenen Nische mit separater Kochstelle und einem Koch, dessen Hände nicht mit dem Fleisch aus anderen Gerichten in Berührung kamen.

An der veganen Theke gab es Veggieburger aus braunem Reis und schwarzen Bohnen. Ich stellte mir vor, wie die Masse in der Hand lag und sanft gerollt und flachgedrückt wurde, ganz so, wie sich Nonas rohe Fleischklößchen anfühlten, bevor sie in den Ofen wanderten. Ein aus Ithaca stammender junger Mann in seinen Zwanzigern, mit tätowierten Blumenmotiven auf den Handrücken, die jetzt in Gummihandschuhen steckten, warf einen Burgerrohling auf den Bratrost, wickelte dann das fertige Produkt in rot-weiß kariertes Papier, verpackte es in einer Pappschachtel und stellte es neben eine Portion der ungemein beliebten Süßkartoffelpommes. Wir waren verrückt nach diesen Sodexo-Pommes mit ihrer perfekten Maissirupschale, die knusprig aufbrach und das sonnenstudiorange Innere freilegte, immer ein wenig zu heiß, krümelig und süß.

Ich vermute, ich dachte damals, dass ich den schwierigsten Schritt schon hinter mir hatte: Ich hatte die Entscheidung getroffen. Ich hatte aufgehört, Fleisch zu essen, und war in die Reihen der angehenden Revolutionäre eingetreten. Wir saßen an typischen beigefarbenen Tischen im Speisesaal unserer Privatuni, weiße Mittelschichtskinder mit rasierten Köpfen, und sprachen über ernste Dinge, über Freihandel und Gesichtspiercings, während wir mit naiven Fingern fettige Süßkartoffelpommes in uns hineinschaufelten. Wir hatten unsere Überzeugungen. Und wir ließen andere für uns kochen.

Ich habe ein Foto von mir aus dieser Zeit. Mein ungewaschenes Haar ist zu Zöpfen gebunden und leuchtet in der Oktobersonne. Ich blinzele in die Kamera und hinter mir ist das Washington Monument zu erkennen. Mit zwei Fingern der linken Hand mache ich das Victory-Zeichen und in der rechten Hand halte ich ein Plakat an einer hölzernen Stange hoch, auf dem das ergraute Foto eines Mädchenkörpers zu sehen ist, zur Hälfte unter Trümmern begraben, und weiße Lettern »Kein Blut für Öl« verkünden. Und ich lächle.

Das war im Herbst 2002, in meinem zweiten Studienjahr, ungefähr einen Monat, nachdem ich aufgehört hatte, Fleisch zu essen. Meine Freunde und ich waren acht Stunden durch die Nacht von Ithaca nach Washington, D.C., gefahren, um an einer Demonstration teilzunehmen. Wenn ich mir die strahlende radikale Optimistin auf dem Foto so ansehe, muss ich wieder lächeln. Ich empfinde einen aufkeimenden Stolz auf die unerschrockene

Hoffnung, die sich in ihrem Blick widerspiegelt; ich erinnere mich an das Kribbeln im Bauch und das Gefühl, das Richtige zu tun. Aber ich kann nicht in das lächelnde Gesicht blicken, ohne daran zu denken, dass Präsident Bush sechs Monate später trotz aller Proteste die Invasion des Irak autorisierte, einen Krieg, der noch immer andauert. Inmitten dieser Kontroverse, im Glauben an die Kraft von Protesten, wurde ich Vegetarierin. Bevor der Krieg ausbrach, den ich entschieden und lautstark ablehnte.

Aber mein Gesicht auf dem Foto zeigt keinen Ärger oder Widerstand, sondern Freude. Ich genoss meine Boykotte, genoss sie als Teil der neuen radikalen Persönlichkeit, die ich erschuf, eine Persönlichkeit, von der ich mir den Bruch mit der kleinstädtischen Bequemlichkeit, dieser Enklave der Desensibilisierung, erhoffte. Das Mädchen auf dem Foto, das dem Frieden entgegenlächelte, obwohl es das Bild eines toten Menschen hochhielt, sah nur in eine Richtung. Nach draußen, vorwärts, fort.

Am Ende jenes Jahres bereiteten mein Vater und ich wie üblich den Teil des Weihnachtssessens vor, der nichts mit Kochen zu tun hatte: Wir zogen den Esstisch aus, breiteten sorgsam die rot-grün karierte Tischdecke darüber aus und legten das Silberbesteck neben das Porzellan mit den Gänsemotiven. Wir falteten die Servietten und legten einen Brotkorb mit Küchenpapier aus. Dann versammelten sich alle in der Küche, um die letzten Vorbereitungen für das Essen zu treffen. Mein Großvater tranchierte mit hoherhobenem Ellenbogen den Rinderbraten und drapierte die Scheiben vorsichtig auf einen großen kristallinen Servierteller. Nana hob mit ihren kleinen, knöchigen Fingern behutsam die fertig gebackenen Croissants vom Backblech und legte sie in den Brotkorb. Meine Mutter führte die Oberaufsicht in der Küche: Sie griff nach einer Soßenkelle, löffelte die grünen Bohnen in die geblünte Servierschale, gestikulierte in Richtung meiner Schwestern, damit sie Wasser und Wein einschenkten. Dann saßen wir zu siebt wie immer zum Weihnachtssessen gemeinsam um den Tisch, hielten uns an den Händen und senkten die Köpfe zum Tischgebet. Genau wie jedes Jahr.

Aber als wir anfangen, die Schüsseln herumzureichen, uns gegenseitig Kartoffelbrei oder saftigen Rinderbraten zu servieren, Croissants weiterzureichen und uns die Soße von den Fingern zu lecken, traten plötzlich Unterschiede zutage. Dad mochte am liebsten die Endstücke des Bratens, außen fast verbrannt und innen gräulich-zähes Fleisch. Caitlin machte eine kleine Vertiefung in ihren Kartoffelbrei und füllte sie mit Soße, die wie ein Vulkan über die Ränder trat. Nana nahm nur zwei Bissen von allem und schaffte nicht einmal das. Gampi liebte das Fette und Knorpelige am Braten und kaute darauf noch herum, als das Essen schon zu Ende war. Und auf meinem Teller lagen in jenem Jahr zwei Croissants, ein paar Löffel grüne Bohnen und eine besonders große Portion Kartoffelbrei. Kein Fleisch, keine Soße. Nicht dieses Mal.

Es war mein erstes Weihnachtssessen als Vegetarierin, mein erstes Familienfestmahl, seit ich aufgehört hatte, Fleisch zu essen, und ich war nicht darauf vorbereitet gewesen, mich am Esstisch so wenig zugehörig zu fühlen, den anderen auf die Teller zu schauen, Fleisch weiterzureichen und meine Schwestern unbeholfen anzulächeln, als müsste ich mich für etwas entschuldigen. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich als Erste fertig

und bemerkte, wie weit ich mich meiner Familie entfremdet hatte.

Mein ganzes bisheriges Leben lang hatte meine Familie daran geglaubt, dass der Esstisch ein Ort der Zusammenkunft war, dass Essen eine grundlegende gemeinsame Erfahrung darstellte. Aber als ich in jenem Jahr gepierct und protestierend beim Weihnachtessen saß, dachte ich an das kleine Mädchen, das sich unter dem Tisch mit seinen Büchern vor dem Küchenlärm versteckt hatte, und an die Pizza-Abende mit meinem Vater. Ich überlegte, wie meine Familie mich sah, als frisch geschlüpfte Radikale, heimgekehrt von ihrer Hippie-Uni mit seltsamen neuen Verhaltensweisen und Restriktionen im Gepäck. Ich war der Meinung, sie verstanden mich einfach nicht mehr. Und ich sah das als Herausforderung. Mit angespannten Schultern fügte ich mich in meine Rolle als Außenseiterin. Ich dachte, dass es eigentlich unausweichlich gewesen war, dass die rothaarige Erstgeborene eines Tages von ihren italienischen Familientraditionen abfiel.

Essen war die Grundlage unserer Familie gewesen, das starke Fundament, auf dem all unsere Beziehungen basierten, es bestimmte, wie wir uns ausdrückten, und warum. Als ich die komplizierte blutige Wahrheit hinter unseren Mahlzeiten entdeckte, die Legebatterien und Betäubungsgeräte, sah ich Risse in diesem einst so soliden Fundament. Ich beschloss, mein eigenes zu errichten.



Kapitel Vier

Schmelzkäsedip ist vegetarisch

Ich saß mit meiner neuen Mitbewohnerin Erin am Küchentisch in Washington, D.C. Sie hatte einen Stadtplan vor sich und zeichnete mit rotem Marker Kreise um die Stadtteile, die man besser mied. Ich war neu in der Stadt, kam frisch von der Uni und verbrachte den Sommer in der Wohnung von Freunden einer Highschool-Bekannten, um bei einer gemeinnützigen Umweltstiftung ein Praktikum zu absolvieren. Erin studierte seit vier Jahren an der George Washington University und wollte sichergehen, dass ich die dicht besiedelte und vielschichtige Stadt sicher alleine bewältigen konnte. Hier, kreiste sie ein, wäre ein tolles Café, in das ich auf dem Heimweg gehen könnte. Sie zeigte mir Ben's Chili Bowl, den Kramerbooks-Buchladen und einen Plattenladen, in dem ich sicher die Art von unbekanntem Bands finden würde, die wir beide mochten. Meridian Hill Park, nur ein paar Straßen von unserer Wohnung entfernt, sei am Tag völlig in Ordnung, aber nachts wäre es dort in letzter Zeit öfter zu sexuellen Übergriffen gekommen. Columbia Heights, das im Westen angrenzende Viertel, war ein bekannter Drogenumschlagplatz. Nadeln auf der Straße.

So machte ich mich mit dieser Stadt bekannt, dem Ort von Kunst und Politik, voller Potenzial und Versprechen – für die richtigen Menschen, am richtigen Ort, zur richtigen Zeit.

Kurz vor meinem Abschluss, entschlossen, nicht zu meinen Eltern zurückzuziehen, bekam ich die Zusage für ein Praktikum in der Kommunikationsabteilung bei der Wilderness Society, also ein Traumjob für jede junge Aktivistin und Schriftstellerin. Am ersten Tag, nur eine Woche und zwei Tage nach meiner Abschlussfeier, kam ich mit Blasen an den Füßen zur Arbeit, nachdem ich die drei Straßenzüge von der Bushaltestelle in Absatzschuhen zurückgelegt hatte. Das Gebäude, der ganze Straßenzug, lag vor mir wie ein urbaner Traum, ein zum Leben erwecktes Utopia. Glatte graubraune Ziegel, ein riesiges Fenster mit dem Schriftzug der Wilderness Society in goldener Farbe, ein Innenhof mit